

El Puente - Die Brücke 10: Rundbrief von Hildegard Willer

Gral. Vivanco 539, Dep. F-2ndo piso
Pueblo Libre
Lima 21, Perú
Tel. 00 51 1 460 39 88
00 51 1 99 63 68 33 (Handy)
e-mail: hilwiller@yahoo.es

Lima, im Dezember 2006

Liebe Freundinnen und Freunde in aller Welt,

meine Freundin Sonia ist vor ein paar Tagen nach Peru zurückgekehrt, um mit ihren Kindern Weihnachten zu feiern. Sonia ist 42 Jahre alt und hat ein abgeschlossenes Studium an einer staatlichen Provinz-Uni (zur Erklärung: Provinz ist in Peru alles, was nicht Lima ist). Seit einem Jahr arbeitet Sonia, zusammen mit ihrem Mann, im Haushalt eines italienischen Akademikerpaares. Dort versorgt sie deren Kinder und macht den Haushalt, während die Eltern ihrer Arbeit nachgehen. Da sie und ihr Mann José im Haushalt mitwohnen, geben sie kaum Geld aus und können trotz des geringen Lohnes noch etwas sparen. Damit bezahlen sie zwei peruanische Pflegerinnen, die die alten und kranken Eltern zu Hause pflegen, sowie eine Köchin, die für die drei Töchter Sonias sorgt. Die drei sind 12, 15 und 19 Jahre alt und wohnen mit den alten Grosseltern in Peru. Die Älteste geht bereits an die Universität, die nächsten beiden werden bald nachfolgen. Das kostet. Deswegen ist Sonia nach Italien gegangen, wo sie etwas für ihre Töchter ansparen kann. Wie ist das, wenn man seine drei halbwüchsigen Töchter 13000 km weit weg weiß? „Du ahnst nicht, wie schwer dieses Jahr war“, vertraut mir Sonia an. Und wie erzieht sie ihre Töchter aus der Ferne? „Per Telefon und Internet“, sagt sie. „Telefonieren ist heute billiger und sie rufen an, wenn sie Erlaubnis wollen, um abends auszugehen oder was auch immer.“ Ein kurzer Anruf bei der Mutter im 11 000 km entfernten Rom, ob die Jüngste bis 11 abends wegbleiben darf.....

Das Schicksal Sonias ist recht typisch für das Leben heutiger PeruanerInnen. Denn das Wirtschaftswachstum hat bisher zu keiner nennenswerten Erhöhung der Arbeitsplätze geführt. Die Migration ist für viele PeruanerInnen weiterhin der einzige Ausweg, um wirtschaftlich weiter zu kommen. Selbst dann wenn Migration bedeutet, dass die Frauen in Europa oder den USA einen Job im Haushalt haben, nur damit sie dafür eine Frau bezahlen können, die wiederum ihre eigenen Kindern versorgt. Der Unterschied: Für dieselbe Arbeit verdient sie in Europa gut das Fünffache dessen, was sie dafür in Peru an ihre Haushaltshilfe zahlt.

Dies unter anderem ein Grund, warum es in Peru so schwierig ist, von der Emanzipierung der Frau zu reden: für die Hausarbeit sind andere Frauen zuständig. Die meisten meiner ehemaligen Kolleginnen im IDL oder im Forum haben Kinder und sind berufstätig. Während sie zur Arbeit gehen, ist zu Hause bei den Kindern nicht der Ehemann, sondern die Großmutter, und fast immer eine bezahlte Hausangestellte. In Peru ist es ganz „normal“ für die Familien der Mittel- und Oberschicht, eine Hausangestellte zu haben, die im Haus mitwohnt und rund um die Uhr zur Verfügung steht. Selbst in etwas besser gestellten Familien in Armenvierteln leben oft minderjährige Mädchen vom Land, die gegen Essen und Unterkunft im Haushalt mithelfen, weil sie meinen, in der Großstadt eine Ausbildung machen zu können und eine bessere Arbeit zu finden. Und was machen die Frauen, die anderen Frauen im Haushalt helfen, mit ihren Kindern? Die bleiben dann oft unbeaufsichtigt und sich selbst überlassen. Ganz selten springen die Männer hier ein, und kümmern sich um Haushalt und Kinder. Inzwischen ist es auch in Deutschland immer üblicher, Haushaltshilfen aus Ländern des Südens oder aus den ehemaligen Ostblockstaaten anzustellen. Denkt dann jemand daran, wer deren Kinder in den fernen Ländern derweil versorgt und erzieht?

Luxus „Umwelt“

Den ganzen Monat September war ich in Deutschland und der Schweiz, zum Koordinationsseminar der Bethlehem Mission Immensee und habe einige Besuche gemacht... Die Gastfreundschaft in Deutschland und der Schweiz hat mich sehr beeindruckt - vielen Dank an dieser Stelle an alle, die ich treffen konnte. Vor allem aber ist mir dieses Mal aufgefallen, wie sehr sich die Lebenswelten zwischen Europa und Lateinamerika bereits angenähert haben: das soziale Netz ist auch in Europa brüchig geworden. Wenn jemand Arbeit hat, bedeutet dies nicht mehr unbedingt, dass man damit genug zum Leben verdient. In einem Punkt jedoch haben sich die Welten nicht angenähert: im Umweltschutz. Dass die Küsten und die Berge Perus nicht so grün sind wie die Berge der Schweiz: das hat die Natur selbst so bewirkt. Aber dass es ein Luxus der Reichen Länder ist, saubere Luft in Städten einatmen zu können: Das wird mir immer wieder bewusst, wenn ich in Europa bin. Die Strassen der 8-Millionenstadt Lima sind voller klappriger Autos, Busse und Kleinbusse, die dunklen Rauch aus allen Löchern ablassen. Der dazugehörige Lärm ist ohrenbetäubend. Abwasser- und Müllentsorgung ist ein weiteres Problem: ungefiltertes Abwasser wird ins Meer geleitet, und den in bunten Plastikbeuteln verteilten Hausmüll findet am Stadtrand entlang der Autostrassen.

Tatsächlich ist die Umweltverschmutzung ein großes Problem in Peru. Allerdings wird es von den Bewohnern Limas noch weniger als Problem angesehen als von den Menschen in den Anden. Speziell dort, wo große Bergwerke Gold, Silber und Kupfer abbauen, kommt es zu häufigen Protesten und gewaltsamen Auseinandersetzungen.

Die Bauern klagen die Bergbauunternehmen an, dass sie ihnen buchstäblich das „Wasser abgraben“. Der moderne Bergbau bedient sich heute allerneuester Technik. Da die Preise für Edelmetalle, sprich Gold, Silber und Kupfer, sehr hoch sind, ist in Peru ein richtiger Goldboom in Gang. Dabei hat das Bild vom Abenteurer, der mit Schaufel und Hacke nach einer Goldader sucht, nichts mehr mit der Realität des heutigen Bergbaus zu tun. Riesige Schaufelbagger graben ganze Berge um, der Berg wird mit einer Zyankalilauge durchtränkt und der feine Goldstaub mit einem chemischen Verfahren heraus gewaschen, bis zum Schluss das Rohgold als Barren da liegt. So geschieht das in Cajamarca, einer Kleinstadt in den nördlichen Anden, wo das größte Goldbergwerk Südamerikas, mit Namen Yanacocha, steht.

Der peruanische Staat ist glücklich über den Goldboom, füllt er doch auch seine Staatskassen; auch der Bürgermeister von Cajamarca freut sich, weil das Bergwerk ihm Fortbildungen, Geld für Sozialprojekte und vieles andere spendiert. Nur die Bauern der Umgebung und viele Bewohner sind unzufrieden: sie behaupten, das Bergwerk verschmutze die Bäche und bringe manche Quellen zum Versiegen. Und ist das Trinkwasser der Stadt Cajamarca nun verseucht oder nicht? Niemand gibt darauf wirklich eine schlüssige Antwort. Seit Jahren streiten Bauerngemeinschaften und das Bergwerk um die Nutzung des Landes und um die Deutungshoheit über die Wasserqualität: die Bauern behaupten, dass Forellen en masse gestorben seien; das Unternehmen schwört Stein und Bein, dass sie nur modernste Umwelttechnik verwenden und kein Tropfen Zyankali oder anderes Schwermetall den geschlossenen Kreislauf verlassen kann. Da es keine unabhängige staatliche Umweltbehörde gibt, hat jede Seite Gutachter zur Stelle, die ihnen recht geben. Vielleicht mit einem kleinen Unterschied: das Unternehmen Yanacocha gehört einem der größten Goldproduzenten der USA und hat wesentlich mehr Geld, Kontakte und Einfluss zur Verfügung als die Bauern in Cajamarca dies haben. Dafür haben die Bauern einen Pfarrer, der auf ihrer Seite steht, eine Art Umwelt-Don Camillo aus Cajamarca, Pater Marco Arana.

Der heute 43-jährige war Anfang der 90-er Jahre Pfarrer im Dorf Porcón, als das Bergwerk mit großen Versprechungen den Bauern ihr Land abluchste, denn sie wurden mit Billigstpreisen abgefunden, für Land, aus dessen Goldstaub das Unternehmen nachher ein Vermögen gewann. Lange Jahre war Marco Arana ein Rufer in der Wüste, der mit einer kleinen Gruppe von Umweltaktivisten auf die Umweltzerstörung des Bergwerkes aufmerksam machten. Landesweit bekannt wurde der Fall Cajamarca erst vor zwei Jahren, als die Bevölkerung Caja-

marcas auf die Strasse ging und gegen eine Erweiterung des Abbaugebietes in einem Wasserschutzgebiet protestierte. Die Menschen hatten nicht nur Angst, dass das Trinkwasser vergiftet würde, sondern auch, dass die knappen Wasserreserven abnähmen, weil das Bergwerk zuviel Wasser verbraucht. Wasser ist in den ganzen Anden ein knappes Gut! Damals musste das Unternehmen Yanacocha nachgeben und verzichtete auf die geplante Erweiterung. Heute, zwei Jahre später, ist die Bevölkerung weiterhin gespalten: zwar hält die Sorge um die Qualität und Quantität des Trinkwassers an; aber es arbeiten viele Leute aus Cajamarca im Bergwerk, die einzige große Firma am Ort.

P. Marco Arana und andere Umweltaktivisten aus Cajamarca werden inzwischen verfolgt, ausspioniert und erhalten anonyme Drohungen. Im nationalen Fernsehen werden sie als Verhinderer des Fortschritts und als Kommunisten angeprangert. Es ist in Peru nicht üblich, mit Konflikten und Gegensätzen gewaltlos umzugehen und Debatten auszutragen. Da ist es schon einfacher, mit platten Anschuldigungen, mit Schlägern, oder auch mit staatlicher Repression einzuschreiten. Zumal wenn die Verhandlungsstärke der beiden Seiten so ungleich ist, wie dies beim Zusammentreffen transnationaler Bergwerke mit indianischen Bauerngemeinschaften normalerweise der Fall ist. Viele Nichtregierungsorganisationen und auch einzelne Bischöfe und Priester sehen deswegen auch ihre Aufgabe darin, die Seite die Verhandlungsmacht der Bauern und der lokalen Bevölkerung gegenüber den Unternehmen zu stärken.

Der Konflikt darum, wie Entwicklung auszusehen hat, wer davon profitiert, und welche Rolle die Umwelt dabei spielen darf, bzw. Was sie kosten darf, ist aktueller denn je. Den Preis des Goldes zahlen nämlich die Menschen vor Ort, die an den Umweltschäden des Abbaus mehrere Generationen lang zu leiden haben. Wenn Euch das nächste Mal auf Eurer Sparkasse oder Bank in Deutschland oder der Schweiz eine Goldmünze angeboten wird, oder gar Aktien mit hoher Rendite versprochen werden in sog. „Risikoländern“: denkt an den realen Preis dieses Goldes und wer das Umweltrisiko dabei wirklich trägt: Das sind die Menschen vor Ort.

Katholische Kirche Perus – Wohin geht sie ?

Bei uns in Europa gilt Peru immer noch als Wiege der Befreiungstheologie, als Land mit einer sozial engagierten Kirche, die das Evangelium inkulturiert und die Laien in der Kirche ernst nimmt. Die kirchliche Realität Perus hat damit leider immer weniger zu tun. Eines der letzten Redukte einer inkulturierten Kirche waren drei kleine Prälaturen in den Südan den, die gemeinsam die Pastoralarbeit planten und durchführten. Sie waren seit Jahren sehr sozial engagiert, machten auch politische Bürgerbildung und versuchten, das Evangelium in die lokale Quechua- oder Ayamarakultur zu integrieren. Diese Art der Pastoral führte u.a. dazu, dass die Terrororganisation „Leuchtender Pfad“ in den 80-er und 90-er Jahren in Ayaviri, Sicuani und Puno nicht Fuß fassen konnte, und der Bürgerkrieg hier sehr wenig Opfer forderte.

Dies scheint aber von der katholischen Kirche heute nicht mehr gewürdigt zu werden. Die neu eingesetzten Bischöfe gehören konservativ geltenden Gruppierungen an – Opus Dei und Sodalitium – und setzen ihre Schwerpunkte auf eine römische Liturgie, den römischen Vollzug der Sakramente und einen moralischen Lebenswandel. Nichts gegen diese Punkte – aber gehören der Einsatz für Menschenrechte und Bürgerbildung nicht auch zum Auftrag des Evangeliums? Und ist es gewollt, dass die indianischstämmige Bevölkerung nun wieder einerseits in die römisch-katholische Messe geht und dann nachts, wenn der Pfarrer es nicht sieht, den indianischen Ritus durchführt? Eine inkulturierte Evangelisierung wollte diese beiden Elemente verbinden und die indianische Religiosität wertschätzen und aus der Verbotsecke holen. Dies alles scheint nun nicht mehr möglich – oder zumindest nicht innerhalb der katholischen Kirche. Einige Priester in den betroffenen Prälaturen haben bereits ihre Protest öffentlich zum Ausdruck gebracht, dagegen dass die neue Kirchenführung die bisherigen Evangelisierungspraktiken einfach wegfeigen möchte und damit hinter das 2. Vatikanische Konzil zurückgeht. Frauen und progressiv geltende Theologen dürfen im Priesterseminar bereits nicht

mehr unterrichten. Menschenrechtsarbeit und politische Bildung und auch die so notwendige Aufklärung in Umweltrechten sollen nicht mehr im kirchlichen Rahmen stattfinden – dies sei nicht Aufgabe der Kirche, ist zu hören.

Auch innerhalb unserer Gruppe der Bethlehem Mission Immensee haben wir uns über die neue kirchliche Situation Gedanken gemacht und sind im Austausch darüber mit befreundeten Ordensgemeinschaften und Laien. Besonders schmerzt uns, dass der 50-jährige Einsatz der nordamerikanischen Maryknoll-Missionare in der Prälatur Juli von der neuen Kirchenführung nicht wertgeschätzt wird. In der BMI arbeiten wir seit Jahren mit Maryknoll-Missionaren zusammen und können Zeugnis geben von deren persönlichen Einsatz, ihrer Glaubensstärke und ihrer Nähe zu den Menschen in den Anden.

Aus unserer BMI-Arbeit

Dieses Jahr konnten drei neue Mitarbeitende ihre Arbeit aufnehmen: Markus und Cristina sind in Juli, am Titicacasee, fast an der Grenze zu Bolivien. Sie arbeiten dort in der Jugendpastoral, speziell mit jungen Erwachsenen, die an fortführenden Berufsschulen studieren. Pirmin ist seit Juli in der Kleinstadt Sicuani, ebenfalls in den südlichen Anden und arbeitet dort in vielfältigen Aufgaben in der Pfarrei. U.a. begleitet er ein Programm zur Unterstützung von Sekundarschülern, die vom Land kommen. Für das Jahr 2007 planen wir neue Einsätze in den Bereichen Solarenergie, Menschenrechte – Umwelt und Pastoral. Besonders schön ist, wenn wir die Früchte unserer Arbeit sehen: als ich vor kurzem in der abgelegenen Bergprovinz Chumbivilcas war, um ein Projekt abzuklären, traf ich auf drei junge peruanische Techniker, die von einem BMI-Mitarbeiter ausgebildet wurden und voller Begeisterung von den Anwendungen der Solarenergie erzählten. Beltrán, Carlos und Hugo installieren Solarduschen in Schulen und Privathäusern, und zeigen, wie man Meerschweinchen auf dem Solarkocher braten kann. Sie wenden die Technik auch zu Hause an. „Wir kochen mit meine Familie oft mit dem Solarofen, das Essen kocht dann alleine, während wir auf dem Markt einkaufen oder Wäsche waschen – mit von der Sonne gewärmten Wasser“. Beltrán, Carlos und Hugo hoffen, dass sie mit ihrem Können in der Solarenergie einst eine eigene Werkstatt eröffnen können und sich damit auch ein Einkommen schaffen.

Oekologie kann auch in Peru Einkommen und Entwicklung bedeuten. Damit widerlegen sie im Kleinen die von den transnationalen Bergwerksunternehmen gehegte Philosophie, dass mehr Ökologie immer weniger Arbeitsplätze nach sich ziehe, und die Leute deswegen wählen müssten, ob sie lieber arm und ökologisch, oder reich und Umwelt zerstörend leben wollen.

Noch ein Wort zu mir: ich bin weiterhin mit der Bethlehem Mission Immensee als Koordinatorin tätig in einem 50%-Pensum. Die anderen 50% arbeite ich freischaffend als Journalistin, für Zeitschriften und NGO's.

Mit diesem Einblick in das wie immer vielfältige Peru und in meine und unsere Arbeit der Bethlehem Mission Immensee hier möchte ich allen ganz herzlichen Dank sagen, die mich per Post, Telefon, mit Spenden oder Schoggipäckchen dieses Jahr unterstützt haben.

*Euch allen ein frohes Weihnachtsfest und ein Gesegnetes Jahr 2007
Eure Hildegard Willer*

Die Bethlehem Mission Immensee (www.bethlehem-mission.ch) ist auf Spenden angewiesen, damit meine KollegInnen und ich in Peru tätig sein können. Als Mitarbeitende der Bethlehem Mission erhalten wir einen Bedarfslohn, der Lebens- und Arbeitskosten deckt. Ausserdem sind wir in der Schweiz oder Deutschland sozial versichert. Wer mich und meine KollegInnen in Peru unterstützen will, kann dies auch mit einer Spende tun:

CH: Postkonto Immensee 60-394 -4

D: Missionsgesellschaft Bethlehem, Postkonto Stuttgart 11587-700 (BLZ 600 100 70)

Vermerk: Hildegard Willer